

Wem gehört Ferenc?

Das Liszt-Festival im burgenländischen Raiding würdigt den berühmtesten Sohn des Ortes

Von Jürgen Otten

Ein Ort in der Mitte des Nirgendwo. Wiesen, Felder, Pampa. Oder besser: Puszta, schließlich ist die Grenze zu Ungarn nicht fern. Inmitten der beinahe unberührten Natur einige Häuser, früher nannte man das einen Marktflecken. Und viel mehr als ein solcher ist Raiding (ungarisch: Doborján) auch heute nicht. Ein burgenländisches Dorf im Bezirk Oberpullendorf, mit geschätzt 850 Seelen. Nur ein Schelm würde behaupten, dies sei zugleich ein Ort der Kunst.

Allein, der Schelm erfindet diesmal keine Geschichten. Raiding ist tatsächlich eine Hochburg, zumindest für all jene, die Franz Liszt kennen und schätzen. In Raiding ist er vor knapp zweihundert Jahren zur Welt gelangt, der Pianist des Teufels (und später des lieben Gottes), am 22. Oktober 1811. Das Taufregister des Örtchens gibt darüber Auskunft. Außerdem steht hier sein Geburtshaus. Ein langgezogenes, windschiefes Gebäude inmitten eines kleinen Ensembles von Häusern, früher einmal war es Sitz der Verwaltung eines Kartells und befand sich seit 1805 im Besitz der Familie Esterházy. Heute ist es ein Museum, allerdings eines, in dem man Möbel, auf denen der kleine Franz (oder: Ferenc) herumturnte, vergeblich sucht.

Aus Liszts Kindheit ist so gut wie nichts verblieben, er hat Raiding früh verlassen. Beinahe wirkt es wie Ironie der Geschichte, dass Adam Liszt den kränklichen Sohn eine ganze Kindheit hindurch



Hier fing alles an, was mit Franz Liszt zusammenhängt: Liszt-Geburtshaus in Raiding.

IMAGO

drillte, bis die Glieder schmerzten, und dass eben dieser Vater bei Konzerten in adeligen Häusern den Dienstboteneingang benutzen musste, derweil das Wunderkind durchs Hauptportal schritt.

Vielleicht streitet man deshalb auch um ihn, um seinen Ruhm. Zum Beleg: Über der Eingangstür befinden sich zwei Widmungen. Eine ist auf deutsch, stammt von 1925 und verkündet, dass „das deutsche Volk“ die steinerne Inschrift gestiftet habe. Die andere, ungarisch verfasst, bildet das Gegenstück. Und so stellt sich die Frage: Wem gehört er denn nun eigentlich, dieser ingeniose, viel-

fach nach wie vor unbekannt Komponist? Raiding? Österreich? Ungarn? Deutschland?

Für Johannes Kutrowatz ist die Angelegenheit klar: „Liszt gehört uns allen.“ Ohne Weiteres könne dieser spektakuläre Künstler einen solchen Superlativ aushalten, sagt Kutrowatz, der mit seinem Bruder Eduard nicht nur ein Klavierduo bildet, sondern seit zwei Jahren auch das Liszt-Festival in Raiding leitet. Ein Festival, das ausschließlich der Sache dient: Dem Werk Franz Liszts.

Eigens dafür hat man in Raiding vor ein paar Jahren vis-à-vis dem Geburtshaus Liszts eine Kon-

zerhalle gebaut, mit Materialien aus der Umgebung. Der Saal, ein schmuckloses, funktional aber äußerst taugliches Rechteck plus Empore, ist ganz und gar mit burgenländischer Fichte ausgeschlagen. Und so gut ist die Akustik, dass schon einige namhafte Künstler das Ambiente für Einspielungen nutzten.

Damit lässt sich wuchern. Und weil ein gewisser Heinrich Heine im 19. Jahrhundert, nachdem er das Klavierspiel des Dämonen Franz Liszt vernommen hatte, den poetischen Topos von der „Lisztomanie“ ins Feld führte, hat man heuer dem Festival eben diesen

Titel verliehen: „Lisztomania“. Das klingt üppig, übertrieben, entspricht aber dem ästhetischen Impetus: Kein anderer Ort der Welt kann sich rühmen, in nur zwei Jahren (2010-2012), rund um das Jubiläum herum, sämtliche symphonischen Dichtungen des Meisters zu offerieren. Raiding kann es, und so verweist Kutrowatz nicht ohne Stolz, gleichwohl ohne Häme auf Weimar, wo man zwar eine Hochschule nach Liszt benannt hat, es aber nicht gelingt, sein Oeuvre entsprechend abzubilden.

Womöglich liegt es an dem, was Kutrowatz die „emotionale Kraft des Geburtsortes“ nennt. Nach Raiding reisen eben nicht nur Lisztomanen aus der Region und aus Wien, es pilgern auch Pianisten von Weltrang dorthin. Elisabeth Leonskaja musste zwar ihr Recital Ende Januar wegen Krankheit kurzfristig absagen, doch sie wird das Versäumte nachholen. Und Mitte März betritt jener genialisch veranlagte Pianist die Bühne, dessen Interpretation der h-Moll-Sonate nicht einmal von den phänomenalen Darbietungen einer Martha Argerich und eines Krystian Zimerman übertroffen wurde: Ivo Pogorelich.

Nur ein klitzekleines Problem gibt es. Raiding hat zwar mehrere schmuck eingerichtete Hühnerställe, aber kein Hotel. Pogorelich wird es verschmerzen. Und Raiding hält das aus. Denn hier, um einen Satz des Schwiegersohnes von Franz Liszt zu zitieren, hier, in der Mitte von Nirgendwo, gilt's tatsächlich noch allein der Kunst.

www.lisztfestival.at

Zerrissen in zerrissener Welt

Joseph Zoderer betrachtet „Die Farben der Grausamkeit“

Von Martin Lüdke

Kennen wir. Ein Mann zwischen zwei Frauen. Auf der einen Seite: die Macht der Gewohnheit. Auf der anderen: eine verrückte Liebe. Kennen wir? Ja, aber so nicht! Joseph Zoderer bleibt auch als Erzähler Poet. Die autobiografischen Bezüge dieser Geschichte sind nicht zu übersehen. Doch es ist, wenn ich das mit leichtem Beben in der Stimme sagen darf, erst der Atem der Dichtung, der diese (buchstäblich schöne) Geschichte beseelt.

Eines Tages entdeckt der Rundfunkjournalist Richard ein Zeitungsinserat: Haus zu verkaufen, „in sonniger Lage am Waldrand“. Es war schon immer sein Traum, abseits, oben in den Bergen, direkt am Wald zu wohnen. Richard kauft das Haus. Eine Ruine, etwa vierhundert Jahre alt, eine gute Stunde von der Stadt entfernt, in der er arbeitet. Er ist nicht naiv, er will kein neues Leben beginnen. Er will sein altes neu ordnen.

Richard lebt in einem fortwährenden Zwiespalt. Mit Selma ist er verheiratet. Sie haben zwei Kinder. Mit Ursula, einer jungen Kollegin, hat er ein Verhältnis. Aber nun wird die Zeit knapp. Der Umbau, die Renovierung des Hauses muss organisiert werden. Vieles

muss er selber machen. Das führt bald zur Trennung der beiden. Richard leidet. Eine Wunde bleibt.

Er sucht, wie viele der Helden Zoderers, eine „Heimat“. Er wird sie, wie seine Vorgänger, niemals finden. Der letzte Satz von Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“ könnte als Motto über Zoderers Werk stehen. Erst wenn der Mensch, „ohne Entäußerung und Entfremdung“ zu sich gekommen sei, dann entstehe „in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat“.

Er ist der Fremdheitsspezialist

Zoderer wurde 1935 in Meran geboren. Er ist in Graz aufgewachsen, in der Schweiz zur Schule gegangen, hat in Wien studiert, in Berlin, Rom, in den USA gelebt. Die Italiener nennen ihn einen „scrittore italiano di lingua tedesca“. Seit seinen frühen Romanen aus den 70er und 80er Jahren, „Das Glück beim Händewaschen“ und „Die Walsche“, bestimmt die Südtirol-Problematik das Leben seiner Figuren. „Fremdheitsspezialist“ aus einem „Sprachgrenzgebiet“ nennt man ihn deshalb.

Der neue Roman vermeidet jede Lokalisierung. Doch das Problem hat sich nicht erledigt. Die Zerrissenheit des Helden scheint

mehr als nur ein individuelles Problem. Zudem wird Richard, als das Haus fertig ist und die Idylle perfekt scheint, von seinem Sender befördert zum Auslandskorrespondenten. Er berichtet aus Paris, Rom und Berlin, vom Zusammenbruch der DDR, dem Fall der Mauer. In Berlin trifft er Ursula wieder, seine ehemalige Geliebte. Ein Blick – und es geht wieder los.

Wie viele große Schriftsteller hat auch Zoderer lebenslang nur an einem einzigen Buch geschrieben, das allerdings viele Kapitel enthält. Jetzt, mit „Die Farben der Grausamkeit“, hat er wieder ein neues Kapitel aufgeschlagen. Stärker als in vorangegangenen Arbeiten verlagert Zoderer die sozialen und politischen Konflikte in das Ich des Helden. Die Absurdität der Verhältnisse spiegelt sich in seiner Lebensgeschichte. Die Fremdheit wird hier ins Existentielle gewendet, ohne unbedingt an politischer Brisanz zu verlieren.

Richard bleibt, was immer er auch anstellt, die alte Zerrissenheit. Und der Ausgang? Ein Happy End? Einsicht in die Verhältnisse? Resignation? Nein. Irgendetwas Schönes, Trauriges dazwischen.

Joseph Zoderer: Die Farben der Grausamkeit. Roman. Haymon Verlag, Innsbruck 2011, 334 S., 19,90 Euro.